



# Fundstücke

Dr. med. Ulrich Mutschler, Chefredakteur

## Freunde oder Fernseher



Die Nutzung von PC, Fernseher, Spielkonsolen und Handys nimmt bei Jugendlichen immer mehr zu. Damit stellt sich die Frage, ob nicht allein aus zeitlichen Gründen die sozialen Beziehungen zu kurz kommen. Für eine neuseeländische Studie wurden im Jahr 1987/88 und dann fast 17 Jahre später (2004) jeweils 15-jährige Teenager befragt, wie sie ihre Freizeit verbringen und wie gut ihre Beziehungen zu Eltern und Freunden sind [Arch Pediatr Adolesc Med. 2010; 164: 258–62]. Bei der Auswertung kam heraus, dass jede Stunde, die die Jugendlichen vor einem elektronischen Gerät verbrachten, das Risiko einer schwachen Bindung zu den Eltern um knapp 5% (2004) bzw. 13% (1987/88) erhöhte, während sich das Verhältnis zu den Gleichaltrigen sogar um 24% verschlechterte. Demgegenüber hatten Jugendliche, die mehr Zeit mit Hausaufgaben und häuslichem Lesen verbrachten, eine bessere Beziehung zu ihren Eltern.

## Achtung ADHS



Zu oben stehendem Beitrag passt thematisch eine kürzlich publizierte Längsschnittuntersuchung an 262 Familien: Sie konnte zeigen, dass ein Medienkonsum im Kindergartenalter von mindestens zwei Stunden täglich die Wahrscheinlichkeit späterer Symptome eines ADHS sowie oppositionellen Verhaltens in geringem, aber

signifikantem Maße erhöht [Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete (VHN) 2010; 40–9]. Die Einflüsse wichtiger Kovariaten wie Intelligenz, vorherige Symptome, sozioökonomischer Status oder mütterliche Erziehungsmuster waren dabei herausgerechnet. Diese Studie könnte Eltern motivieren, ihre Kleinen nicht vor den Bildschirm abzusetzen.

## Sind Schulen zu feminin?



Seit über zehn Jahren besuchen Mädchen häufiger als Jungen weiterführende Schulen, ihre Abiturnoten sind besser, auch studieren mehr Frauen Medizin. Woran liegt es, dass die Jungs schlechter abschneiden? In letzter Zeit wird argumentiert, dass dies an der sogenannten Feminisierung der Schule liegen könnte, was meint, dass der Anteil von Lehrerinnen stark gestiegen ist. Eine Studie von Marcel Helbig befasst sich mit dieser These [Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 2010; 62: 93–111]. Die Daten stammen aus der ELEMENT-Studie mit rund 3.100 Grundschulern und 1.700 Gymnasiasten aus Berlin. Ein Argument besagt beispielsweise, dass aufgrund fehlender männlicher Vorbilder Jungen weniger motiviert wären. Dieser Verdacht konnte nicht erhärtet werden: Mädchen haben zwar Vorteile bei weiblichen Lehrern, was sich aber eher durch einen Leistungszuwachs bei den Mädchen und nicht durch einen Leistungsabfall bei Jungen erklären lässt. Es wurde auch postuliert, dass Lehrerinnen männliche Schüler bei gleichen Leistungen schlechter beurteilten. In Mathematik wurden Jungen tatsächlich

schlechter bewertet als Mädchen – aber nur minimal und mehr wegen Problemen mit der Disziplin. In Deutsch wurden dagegen keine Unterschiede gefunden. Eine weitere These geht davon aus, dass Jungen weniger Verständnis entgegengebracht wird und man geringere Erwartungen an sie hat, weshalb sie dann auch seltener eine Empfehlung für eine höhere Schule erhalten. Als Ursache konnte aber nur ein schlechterer Notendurchschnitt verantwortlich gemacht werden.

## Alleinerziehenden unter die Arme greifen

Die hohe psychosoziale Belastung alleinerziehender Mütter und ihrer Kinder macht eine frühe präventive Unterstützung sinnvoll und notwendig. In Kooperation mit der Uni Düsseldorf wurde ein Elterntaining ins Leben gerufen [Psychotherapeut 2009; 54: 357–69]. Das Programm umfasst 20 Sitzungen à 90 Minuten, wohnortnah mit Kinderbetreuung. Die speziell geschulten GruppenleiterInnen (Erzieherin und Erzieher) erhalten begleitend eine Supervision. In den Gruppensitzungen thematisieren sie anhand von Rollenspielen oder gruppenspezifischen Prozessen typische Konflikte der Mütter. Danach vertiefen kindgerechte Mutter-Kind-Übungen für zuhause die eigene Einfühlung und Beziehungsaufnahme zum Kind. Die Wirksamkeit dieses PALME genannten Trainings konnte danach an 61 alleinerziehenden Müttern untersucht werden. Im Vergleich zu einer Kontrollgruppe zeigten sich positive Effekte v. a. bei Depressivität, psychosomatischer Gesamtbelastung, Befinden und emotionaler Kompetenz. Diese positive Entwicklung vermittelte sich auch an die Kinder.

